

Til Faber & W1353L

EXHIBITION[ED] GUEST[S]

Zwischen Pilgern und Warten.

Mit einführenden und begleitenden Texten von Steffen Lorenz und Marie-Louise Jung.



Abb. 1 | Warten.

Nichts ist langweiliger als ein reiches Innenleben (Sartre)

Oder: *vita brevis, ars longa*

VON STEFFEN LORENZ

Menschen warten nicht gern. Es wird als langweilig, anstrengend, bestenfalls als notwendiges Übel empfunden. Warten erscheint als Verschwendung von Zeit. Aber seit wann ist das so? Die Sprachgeschichte belehrt uns über die ursprüngliche Bedeutung des Verbs, das sich von der altgermanischen *warta* ableitet, dem Ort der Ausschau. Bewachen und Lauern sind im Wachturm noch eins. Davon ist heute im Warten bloß noch das Lauern geblieben. Der Aspekt des Hütern und Pflagens, des Achtgebens ist selbst beim Tank- und Torwart, paradoxerweise die Hüter unserer Freizeitindustrie, nur noch schwer auszumachen, seit wir uns einerseits selbst bedienen und andererseits der Keeper nicht mehr genau weiß, ob seine Tätigkeit immerhin noch darin besteht, »den Kasten sauber zu halten«, gewissermaßen als Schrumpfstufe der Pflege in einer entfremdeten Welt, oder lediglich darin, den nächsten Schuss abzuwarten. Die letzten Frauenzimmer, denen Mann seine Aufwartung machte, wurden im vorigen Jahrhundert aus ihren bürgerlichen Altbauten vertrieben, die wir heute angeblich mehr bewohnen als beleben. Gewartet werden höchstens deren ältere Haushaltsinstallationen, ansonsten wird heute nur mehr erwartet, oder wir erwarten eben schon gar nichts mehr. Das Warten, das Heidegger sorgenvoll Sorge nannte, ist reduziert auf die ungeduldige Fixierung eines Zeitpunkts. Seit wann aber und warum warten wir nicht mehr gern?

Goethe kannte die Sorge, konnotierte aber bereits tödlich: »Willst, feiner Knabe, du mit mir gehn?/ Meine Töchter sollen dich warten schön«, heißt es im Erlkönig. Dagegen hat im Drama der Goethezeit das Warten seine Ungeduld schon gewonnen. Deshalb wohl lässt man im Roman des 19. Jahrhunderts, bei Fontane etwa, eben aus Rücksicht nach Möglichkeit niemanden lange warten, nicht einmal den Kaffee, das Pferd oder die Wohnung, schon gar nicht aber den

gestrengen Herrn oder die junge Dame. »Eine Viertelstunde warten geht«, dekretiert der englische Lord in *Frau Jenny Treibel*, »aber zehn Minuten darüber ist zuviel.«

Dieser Reduktionsbegriff des Wartens als Warten auf etwas kulminiert mit maximaler Wartezeit im 20. Jahrhundert. Kafkas *Prozess* kann hier als Schlüsseltext des modernen Wartens gelten, in dem die Hoffnung auf das Eintreffen des Erwarteten im Großen wie im Kleinen in weite Felder rückt: »Er aber scheint heute sehr überlastet zu sein, auch warten ja einige Leute im Vorzimmer schon stundenlang auf ihn.« In keinem Roman der deutschen Literatur kommt das Wort häufiger vor. Sowohl das Wartezimmer einer Arztpraxis in den neuen Bundesländern als auch der sich überfordert führende und zugleich depressive Arbeitnehmer von heute sind hier bereits vorweggenommen.

In dem Maße nun, wie sich das Eintreffen des Erwarteten verzögert, verliert das erwartete Objekt an Kontur und verschwindet allmählich. Da kann es schon passieren, dass man nicht mehr weiß, warum man eigentlich wartet: »Komm, wir gehen. - Wir können nicht. - Warum nicht? - Wir warten auf Godot. - Ach ja.« Becketts absurdes Drama gestaltet den völligen Verlust des Objektbezugs im Warten, das sich auf sich selbst zurückzieht. Die Langeweile, die die beiden Protagonisten im Wortsinne *überspielen*, entsteht offenbar im Subjekt, das, auf sich selbst zurückgeworfen, in sich eben keinen Ersatz für das verlorene Objekt vorfindet.

Es liegt nahe, das Entstehen des modernen Wartens im Zusammenhang mit der Geburt des neuzeitlichen Subjekts zu sehen. Es war Platons Idee, in der sinnlich erscheinenden Welt eine zweite, wahre zu verstecken. Doch erst mit Descartes wird die erste deshalb ungewiss, weil sie selbst grundsätzlich unzugänglich ist. Das in sich geschlossen operieren-

de Ich gewinnt Gewissheit um den Preis der Welt. Der idealistische Aufstieg in den Ideenhimmel erweist sich als Einstieg in einen dunklen Schacht und gipfelt in egomanen Welterschöpfungsphantasien: »Das Ich setzt ursprünglich sein eigenes Seyn«, postuliert Fichte 1794. Den deutschen Idealismus verbindet dabei mit dem englischen Empirismus, dass beide eine Rekonstruktion der Erkenntnis von innen her vornehmen müssen, da das Außen der skeptischen Ignoranz anheim gefallen ist. Die Objekte sind nicht einfach *da*, sie werden im Subjekt lediglich repräsentiert. Diese Repräsentation der Objekte setzt sich bis in die Sprachphilosophie des 20. Jahrhunderts fort. So besteht die Welt dem frühen Wittgenstein zu Folge nicht aus Objekten, sondern aus Fällen; später verliert sich das Subjekt im Dickicht der Sprachspiele, bleibt ohne jede Chance, die Wirklichkeit denkend zu erfassen. Nur Russell, der Lehrer Wittgensteins, vermag sich zwischendurch einmal zu freuen: »Mit einem Gefühl, als wären wir dem Gefängnis entronnen, erlauben wir uns wieder die Vorstellung, dass das Gras grün ist, und dass die Sonne und die Sterne auch noch da sind, wenn niemand sie bemerkt.« Doch es bleibt eben eine *Vorstellung*, die man sich erlauben muss, wenn man sich im Gefängnis befindet. Vom Konstruktivismus bis zur Hirnforschung hält die Fixierung auf das Innere des Geistes an, selbst wenn der biologische Materialismus die Oberhand gewinnt und das Bewusstsein als evolutionärer Luxus erscheint: Illusion, Kino im Kopf. Es mag dabei zunächst offen bleiben, ob das neuzeitliche Subjekt tatsächlich stirbt oder schon tot ist, wie in der zeitgenössischen Theorie häufig eher gefordert als nachgewiesen wird. Zu erwarten wäre dann, dass mit dem Subjekt auch dessen Warten wie ein Gesicht im Sand verschwindet. Das scheint kaum der *Fall*. Je seltener heute gewartet werden muss, desto mehr und quälender wird gewartet. Kein Objekt kann noch das Versprechen halten, das mit dem Warten sich verbindet. Das Subjekt macht sich selbst zum Objekt und langweilt sich dabei. Subjektives Bewusstsein als Kino im Kopf gerät zu einem Kino gegen die Langeweile im weltleeren Kopf, das umso mehr Langeweile erzeugt, je mehr es sie zu vertreiben trachtet, da es in sich gefangen bleiben muss. Modernes Warten ist gerade keine Meditationspraxis zur Überwindung des Ich, keine Wallfahrt zur Selbstgewin-

nung im Göttlichen. Es bleibt aber zugleich bei allem Hunger nach Erfüllung im Objekt verschlossen für die Welt der Objekte. Das Kunststück bestünde dann darin, das Warten selbst zu seinem eigentlichen Ziel werden zu lassen. Unter besonderen Umständen kann das gelingen, etwa bei besonders langer Wartezeit. Dann verliert der fokussierte Zeitpunkt der Erfüllung seine orientierende Funktion und geht über in lange Dauer. Selbstreflexion geht über in Selbstsorge.

Wenn die Beobachtung also richtig ist, dass wir nicht gerne warten, ließe sich das nun als Symptom eines übergeordneten Prozesses der Neuzeit verstehen, der unser Selbstverständnis als autonome Wesen prägte. So zwangsläufig dieser Subjektdiskurs in eine Krise geführt hat, so wenig können wir heute etwas dafür, dass wir so ungeduldig sind. Bis aber das Subjekt sich überwindet und die Welt pflegend und sorgend wiedergewinnt, wäre es an ihm, das transzendente Warten zu pflegen und sich um sich selbst zu sorgen.



Abb. 2| Fertig.

Das Warten im Speziellen – Eine religiöse Erfahrung

EIN BERICHT VON WI353L

... Ich habe gewartet, 24 Stunden lang, von Sonntag, 19. September, 0:00 Uhr bis Sonntag, 19. September, 24.00 Uhr 2004. Dies war der letzte Tag der Ausstellung »Das MoMA in Berlin«. Ich habe gewartet vor den Toren der Neuen Nationalgalerie. Ich habe einfach nur gewartet, den ganzen Tag nicht auf Einlass, sondern auf Erleuchtung. Vierundzwanzig Stunden Warten war für mich ein Erlebnis, das mir keiner nehmen kann, eine religiöse Erfahrung in der Wahrnehmung meiner selbst. Ich war allein in einer Menge Wartender, wurde besucht von Freunden, die temporär begleiteten, eine Zeitlang wartend zur Seite standen und dann wieder verschwanden. Ich blieb zurück, blieb da, anwesend. Ich habe gewartet am Fuße eines Tempelberges, als den ich die erhobene Plattform mit dem Eingangskubus, erbaut von Mies van der Rohe seines Zeichens Architekt, Bauhausleiter und Großmeister der Moderne, bezeichnen möchte. Von dem Gebäude wie von der Menge der Pilger strömte ein Gefühl des Erhabenen aus.

... Ich habe Menschen in einer besonderen Situation erlebt, sie schienen der Zeit ausgeliefert zu sein. Das Warten gestaltet sich vielseitig.

... Jemand scheint in der Ausstellung verloren gegangen zu sein.

Da ist eine Familie – Mutter, Oma, Enkel – die aus der Ausstellung herauskommt und auf einen Familienangehörigen wartet. Sie haben es »herausgeschafft«. Nun sind sie fertig, dafür haben sie hart gearbeitet. Sie haben heute schon lange genug gewartet, auf die fehlende Person zu warten, erleben sie als Zumutung. Was ihn bewegen konnte »noch länger« in der Ausstellung zu verweilen, bleibt ihnen ein Rätsel. Das Ziel des Ausflugs, das Ergebnis des Wartens scheint erneutes

Warten zu sein. Für jene, die sich fertig glaubten, erscheint die Situation völlig absurd. Gehen zu dürfen, fertig zu sein, scheint ihnen wohl verdient. Es ist Warten verkehrt herum und damit bezeichnend, sowohl für den Zustand und das Zeitgefühl während des Wartens, wie auch für das Pilgern an sich. Erneutes Warten, nachdem das Ziel bereits erreicht war, eröffnet das Gefühl niemals anzukommen. Unbehagen vielleicht Missgunst bezüglich der Ruhe, die die »verlorene Person« sich bewahrt und verdient hat, sind das Zwischenergebnis.

... Die meisten der Herauskommenden scheinen mir vor allem müde und erschöpft, nicht unbedingt glücklich oder erlöst. Mit tragem Blick kommen sie an die Oberfläche von Stadt und Wirklichkeit zurück. Anders das Paar, welches die Ausstellung schon abgeschrieben hatte und morgens über den SMS-Service der Veranstalter erfuhr, dass die Wartezeit auf unter eine halbe Stunde gefallen war. Sie sind herbeigeeilt und ohne zu warten hineingelangt. Anschließend saßen sie noch lange bei mir und haben geschwärmt.

... Als ich um 23 Uhr des Vortages ankam, ging die Schlange anderthalbmal um das Gebäude herum. Die an der Spitze, also am Eingang - also jene am Ziel oder doch nur jene am Anfang - warteten seit 16.30 Uhr, seit über sieben Stunden. Sieben Stunden später, am frühen Sonntagmorgen war für ein Zeitfenster von wenigen Stunden der Einlass unmittelbar, ohne jede Wartezeit möglich. Nun gab es eine andere Form des Wartens, keine auf Einlass.

Die Wartenden fungierten als Platzhalter. Sie sind am Eingang verabredet mit Freunden und Familienangehörigen. Aufgrund der seit Tagen nicht abbreißenden Menschen-schlangen haben sie nicht mit zügigem Einlass gerechnet

und sind als Vorhut gesandt worden.
Bis Mittag betrug die offizielle Wartezeit wieder sieben Stunden. Um 14 Uhr wurden die Kassen geschlossen, damit bis zum Ende der Ausstellung am Sonntag, den 19. September 2004 - 22.00 Uhr, die Schlange der Wartenden auch wirklich abgearbeitet werden konnte.

... Schichtwechsel am Servicestand des Café Einstein, Schichtwechsel bei den Brezelverkäufern, Schichtwechsel bei den Schwarzmarkthändlern. Nach ein paar Stunden hat man einen Rhythmus gefunden. Es gibt viel worauf man warten kann, und Ausstellungskataloge werden im Stundentakt an die mobilen Marktstände nachgeliefert. Angeblich bekommt man im Museum sogar MoMA- Schlafanzüge. Der Trophäenhandel blüht. Kaum jemand kommt ohne prallgefüllte Tüte aus dem Glasfoyer der Neuen Nationalgalerie, der Beweis des »Ich war da« ist Pflicht.

... Mr. Wichtigtuer am Kaffeestand bringt mal wieder alles durcheinander und verkracht sich mit seiner Mitarbeiterin. Am besten läuft es, wenn er nicht da ist. Zurzeit warten die Kunden auf Kaffee und die Mitarbeiter darauf, dass sie in Ruhe arbeiten können.

...Ich würde gerne mal ein Stündchen schlafen, doch schlafen ist heute nicht dran, ich würde das Warten verpassen. Wer schläft, der konzentriert sich nicht aufs Warten, wobei Konzentration mitunter schwieriger wird. Konzentrationsverlust sowie temporär übersteigerte Aufmerksamkeit sind Nebeneffekte des Wartens. Ganz abgesehen davon, weiß man nie, ob man nach dem Aufwachen noch alle Sachen beisammen hat. Vor lauter Leuten würde ich nicht erwarten, dass jemand etwas bemerkt, wenn es drauf ankommt. So ist das mit den Geldbörsen ähnlich wie mit den Bildern. Hier ist es wie auf dem Basar.

... Die Schlange zu beobachten bleibt spannend. Zurzeit scheint sie sich auf ein Werbeshooting vorzubereiten. Die Gier nach »Deutsche Bank T-Shirts« mit fetzigem Spruch zur Ausstellung ist nicht zu befriedigen. Es sind Geschenke, das Brot fürs Volk. Sie verfehlen nicht ihre Wirkung. Mussten die

Promoterinnen zu Beginn der Aktion ihre Ware noch anbieten, können sie sich nun vor Rufen und Fragen, selbst vor Bitten und Betteln nicht retten.

... Wer sonst nicht ins Museum geht ist heute hier.

... Eine Frau spricht in ihr Handy: »Wo ich bin? Hier am MoMA!«
Raum und Zeit verschwimmen. Für einen Augenblick sind Berlin und New York eins, es lebe DAF, die deutsch amerikanische Freundschaft!

... An einem Tag wie diesem erfährt man deutlich die Erhabenheit des Gebäudes von Mies van der Rohe. Es ist tatsächlich ein Tempel der Moderne. Die Inszenierung des Foyerkubus, und die Selbstverständlichkeit, mit der sich die Schlange um den Eingangskubus dreht, sind unübertroffen.

... Ein Arzt von der Ostsee trinkt mit mir Kaffee am Einstein-Stand. Er erklärt mir, man müsse sich das nicht antun, man müsse nicht hier und jetzt in die Ausstellung gehen: »Ich habe das alles schon in New York gesehen, da ist es vollständig und man hat mehr Platz, denn da ist es nicht so voll.« Ein wahrer Satz, doch wieso hat er drei Tüten MoMA Accessoires als Mitbringsel für seine Kinder dabei? Wozu ist er eigentlich hier? Um mit mir Kaffee zu trinken? Vermutlich möchte er ein wenig Pilgerluft schnuppern. Es bleibt die Frage: Woher hat er die Trophäen?

... Das Warten löst sich auf, wird ersetzt durch unmittelbare Anwesenheit im Augenblick. Diese Form der Gegenwärtigkeit ist ähnlich dem Warten, hat aber eine ganz andere Qualität.
... Der Zebramann ist wieder da und robotet um die Gunst der Wartenden, ist er ihr Spiegel? In Hamburg ist der Zebramann silbern, aber an einer Ampel habe ich beide noch nicht gesehen. Sie tauchen einfach auf und verschwinden wieder.

... Der letzte Besucher ist Jupei Yamamoto, 20 Jahre, aus Kyoto - extra eingeflogen. Er steht am Ende der Schlange und ich frage mich, warum er in Berlin am Ende steht und nicht

in New York am Anfang? In wenigen Wochen wird dort das umgebaute originale MoMA wiedereröffnet. Dort gibt es dann auch wieder die vollständige Sammlung. Länger als hier wird die Schlange dort bestimmt nicht, die Anreise hingegen dürfte ganz sicher kürzer sein. Vielleicht ist das echte MoMA ja doch hier? Das wahre MoMA könnte eben dieser Tempel der Moderne sein, erbaut von Mies van der Rohe. Wie sich später herausstellt ist Jupei Yamamoto angehender Architekturstudent, auf der Suche nach dem städtischen Raum, auf der Jagd nach Gebäuden, nicht Bildern. Er wollte tatsächlich bloß van der Rohes Museum sehen, die Ausstellung gibt es sozusagen gratis, doch auch dazu muss er sich heute in die Schlange der Pilger einreihen.

... Am Ende des Tages wird schon wieder gewartet. Alle warten darauf, dass mit 20 Minuten Verspätung der letzte Besucher das Gebäude wieder verlässt und das Feuerwerk beginnen kann. Während dieser Zeit wird die Menge abgelenkt, von albernen Typen, die sich mit einer Stretch-Limousine vorfahren lassen, am Eingang abgewiesen werden, eine Ehrenrunde um das Gebäude laufen und wieder in der Dunkelheit Berlins verschwinden. Diesem Erheischen von Aufmerksamkeit habe ich versucht aus dem Weg zu gehen. Die Fragen die sich mir stellen sind: Was wird der Veranstaltung gerecht? Quantität und Lärm oder Intensität und Ruhe?

... Seitens Herrn Krensel vom MoMA Büro, Abteilung für Presse und Öffentlichkeit der Neuen Nationalgalerie Berlin, wurde angeboten, der letzte Besucher zu sein; doch ich lehnte ab, darum ging es nicht. Ich wollte nicht Teil einer medienwirksamen Pressekampagne sein, dazu eignet sich der Gast aus Kyoto viel besser. Ich wollte lediglich die Letzte aller Eintrittskarten besitzen; mir ging es um die Letzte aller Möglichkeiten, sowie um das Warten. Zwar gibt es das Warten an sich nicht, doch sind Warten und Pilgern, aus welchem Anspruch und egal welcher Gottheit zu Ehren, immer eine spezielle, eine persönliche Erfahrung. Auf die Letzte aller Karten wartete ich allerdings vergebens, was nicht bedeutet, vergebens gewartet zu haben. Es hieß, ich sollte mir keine Sorgen machen und Ruhe bewahren, denn ich sei ja bis zum Schluss da. Am Ende des Spektakels war ein Treffen verabre-

det, welches nicht zustande kam. Herr Krensel hatte mich auf seinem Terminkalender verloren und schließlich keine Zeit mehr. Irgendwie passt dieses Auftreten zu dem Bild, das man sich vom Bodenpersonal von Gottheiten macht, und seien es auch jene der Moderne. Die Tempelwärter fallen erschöpft zusammen und verstummen sobald der Pilger seinen Tribut gezollt hat. Die Moderne ist eine Religion, welche davon lebt, dass der Pilger sich ein Bild macht und es anbetet.

... Maëlle war vor ein paar Tagen mit der VIP-Karte ihrer Mutter in der Ausstellung, da sie ihre eigenen Karten nicht mehr finden konnte. Wie es der Zufall so will, tauchen sie ausgerechnet heute wieder auf, ein Geschenk des Himmels. Für mich sind sie wie ein Zeichen, ein Moment der Versuchung. Doch es geht auch um Glaubwürdigkeit. Erst jene macht das Ganze ernsthaft und wahrhaftig.

... Ein Schlüsselanhänger als Abschiedsgeschenk vom Personal des Kaffeestandes, eine freundliche Geste. Ein Schlüsselanhänger mit dem Logo der Ausstellung, silberne Schrift mit schwarzem Schatten auf einem Magenta Hintergrund. Die allgegenwärtige Präsenz des Logos könnte ein mögliches Fazit der gesamten Veranstaltung sein. Irgendwie wirkt dieses Magenta wie eine versteckte Werbung der Telekom. Man hat das Gefühl einer ungenannten, unheimlichen und omnipotenten Medienpräsenz. Auch das ist die Moderne. Vielleicht beschreibt eben dieses Gefühl die eigentliche Macht der Bilder und Gebäude eben dieser speziellen Zeitepoche.





Abb. 11 | 06.00 Uhr.



vorhergehende Doppelseite:
Abb. 14 | Tryptichon.

Abb. 15 | Rauminstallation (montierte Visualisierung).



Über das Pilgern

VON MARIE-LOUISE JUNG

Als die so genannten »Pilgrims« oder »Pilgrim Fathers«, eine aus 102 Personen bestehende Gruppe im Jahre 1620 auf einem Schiff namens *Mayflower* von England aus den Atlantischen Ozean unter lebensbedrohenden Umständen überquerten, war ungewiss, ob sie ihr Ziel, die heutigen USA jemals erreichen, ob sie überleben würden. In der »New World« wollten sie eine vor Verfolgung sichere, religiöse Gemeinde gründen, eine neue Stadt bauen, eine »city upon a hill«, die den anderen sichtbares Zeichen sein sollte. Dass in manchen Nachschlagewerken der Name »Pilgrim Fathers« durch das Synonym »Founding Fathers« ersetzt wird, mag insofern nicht erstaunen. Hatten doch jene »Pilgrims« eine religiös motivierte Entscheidung getroffen, der zufolge sie für immer ihre Heimat verließen, auf Gewohntes und Vertrautes verzichteten bei gleichzeitiger Abkehr von einschränkenden und / oder fesselnden Maßregelungen, zugunsten einer selbstbestimmten und selbst auferlegten Reise durch die Gefahren einer für sie unbekanntem Welt. Die sowohl physische als auch psychische Kraft dieser Menschen, ihre Vision von einer besseren Zukunft, setzte Energien frei, die ihnen zur Vorstellung der »Gründung« einer besseren Zukunft in einer idealen Welt im Sinne der »Utopia« verhalf. Dies ist kein Einzelfall der Menschheitsgeschichte, er sei daher stellvertretend für andere erwähnt. Auch sei hier an die »Pilger« bei Geoffrey Chaucer erinnert, dem als »Vater der englischen Dichtung« bezeichneten Poeten. In seinen berühmten, vermutlich 1387 begonnenen »Canterbury Tales« schildert er die Pilgerfahrt von 30 Leuten zu dem im Titel genannten Ort. Dort nämlich befindet sich das Grab des Hl. Thomas à Becket, dem die Wallfahrer ihren Respekt zollen. Handelt es sich um einen Kunstgriff Chaucers, der den Pilgern so zur literarischen Allgegenwart verhalf oder um die vom Ort Canterbury ausgehende Spiritualität? Resultiert sie

möglicherweise aus dem Geist des ermordeten und schließlich heilig gesprochenen Erzbischofs Becket?

Pilgern oder Pilger – aus welcher Wurzel ging dieses Wort hervor? In der deutschen Sprache lassen sich seine Anfänge über die neuhochdeutsche und mittelhochdeutsche Version bis auf das althochdeutsche Wort *piligrim* nachweisen, dessen Ursprung entlehnt wurde aus dem kirchenlateinischen *pelegrinus*, welches Fremder, Wanderer bedeutet. Gemeint war in diesem Zusammenhang zweifelsohne der jeweilig wallfahrende Fremde, der an die heiligen Stätten in Rom reiste oder pilgerte.

Was ist es, das den Menschen, den Fremden also befähigt, sich auf die Wanderschaft zu begeben? Welche innere Überzeugung, welche seelische Kraft stößt den Menschen in der äußeren Welt in das Bedürfnis, sich auf die suchende Reise, auf individuelles oder kollektives Wandern zu begeben? Ist es das Bedürfnis nach Buße, um von den Verfehlungen im irdischen Leben befreit zu werden? Handelt es sich um den Bittgang des Einzelnen, der sich durch ein Höchstmaß an körperlicher Anstrengung, Bewegung und zeitweiser Entbehrung oder Verzicht von seinen Vergehen Befreiung erhofft? Befreiung aus den Zwängen, Befreiung von Schmerz, Zugang zu Unbekanntem, Heilung von Krankheit, Anblick von Fernem, Selbstfindung, Loslösung aus der Bindung an das materiell Alltägliche, Sehnsucht auf nie zuvor geschauten Bildern?

Welchen Hoffnungsanspruch stellen die Pilger an die bevorstehende Reise? Sind es die Pilgerorte selbst, die die Spannung erzeugen, man fände an ihnen die Beglückung oder Heilung, die so sehnlichst gewünscht wird? Ist diesen Orten eine geheime Energie zueigen, derer die Ankömmlinge habhaft werden möchten, um gestärkt, geläutert ins Alltägliche

zurückzukehren? Welche Botschaft empfangen die Sterblichen, die zum Orakel von Delphi pilgerten, zu den Tempeln der Maya und Inka, den Pyramiden zu Ehren ägyptischer Gottheiten? Welche geistig-seelische Dimension öffnet sich dem Buß- und Bittgänger bei seiner Ankunft in Rom, Jerusalem, Mekka, Santiago di Compostela oder Lourdes? Welche Kräfte bergen in sich heilige und geheiligte Stätten, dass Pilger ihrer Anziehungskraft nicht widerstehen können? Tragen wir in uns das Bewusstsein von einer gewissen Wachheit, einer imaginären Gewissheit von Erlebenkönnen des bereits Gewesenen, jetzt noch Seienden und Zukünftigen, an dem wir an bestimmten Orten besonders teilhaben werden, oder dessen Teil wir selbst werden? Welche Orte sind geeignet, uns in unserem Jahrhundert ein solches Erleben zu verschaffen?

Nehmen wir zum Beispiel Berlin: In der Zeit vom 20. Februar 2004 bis 19. September 2004 wanderten, pilgerten Tausende zu der Ausstellung »Das MoMA in Berlin«, warteten auf Zutritt, sodass die Neue Nationalgalerie sieben Monate lang zu einer klassischen Pilgerstätte im 21. Jahrhundert avancierte.

Was suchten oder wen besuchten sie dort, die Pilger der Moderne, die Wallfahrer, die Wartenden? Es handelte sich um die Präsentation von 200 der bedeutendsten Meisterwerke des 20. Jahrhunderts aus dem *Museum of Modern Art, New York*. Diese war eingebettet in ein Rahmenprogramm, dem die Veranstalter unter dem Titel »Berliner Festspiele« den Namen »american season 2004« gaben. Eine sieben Monate dauernde Saison also, eine besondere Jahreszeit oder Zeit des Jahres, für die die Kulturschaffenden eine Kultstätte inszeniert hatten. Ein Ort, der Nationales mit Internationalem verknüpfend, den anreisenden Pilgern zur Begegnung mit der amerikanischen Totale in Europa verhalf. Zur Betrachtung der Kunst des 20. Jahrhunderts in ihrer Komplexität und Komprimiertheit, ermöglicht unter dem Blickwinkel der Beziehung zwischen Europa und der Neuen Welt, unter dem Gesichtspunkt der Ästhetik und intellektuellen Vielschichtigkeit und deren Spannungsverhältnis. Das Pilgern an eine Kunst beherbergende Stätte, einen Kulturtempel, der den Betrachter durch bloßes Eintreten in den Raum

mit der innewohnenden Geistesmacht erfüllt. Ein Standort, von dem aus der Schauende eine höhere Stufe auf der Entwicklungsleiter erklimmt, eine Stufe, auf welcher der suchende Mensch sich selber im Bild des anderen sieht und erkennt. Ein Universum der Symbole, von denen der suchende Betrachter ergriffen wird, um in seinem Menschsein erhoben und erhaben zu werden. So empfindet er im Tempel der ausgestellten Meisterwerke, am Vor-Bild des vom Künstler Gesehenen und Dargestellten, die Übertragung jener Impulse in seine Seele.

Denn die Seele agiert in Bildern, sie lebt in Bildern. Die Seele nährt sich vom ständigen Fluss der Bilder und entfacht über diese Sinneserfahrung die Gefühle des Betrachtenden. Durch die Konzentration des die Kunst Schauenden, durch seine Aufmerksamkeit auf das Objekt, macht er sich durchlässig für die Kräfte des Objektes. Das Subjekt gerät in Schwingungskontakt mit dem Geschauten, dem betrachteten Objekt, und damit in Verbindung mit der Welt, aus der das Objekt stammt, hervorgegangen ist. An einer so konzipierten Pilgerstätte erweist sich, dass die Wanderschaft, die Wallfahrt belohnt wird mit der Fülle dessen, was ein Jahrhundert der Kunst-Erschaffung hervorgebracht hat. Hier erlebt die Intuition, erkennt und wiedererkennt sie in Form von Gleichnisbildern das Innenlicht an Erfahrung und Wissen und wird eins mit der Vorstellung des Gesuchten. Ist dies die Vision von der idealen Welt?

DANKSAGUNG

Wir bedanken uns sehr herzlich bei der textlichen und inhaltlichen Unterstützung durch Marie-Louise Jung und Steffen Lorenz. Weiterhin geht ein herzlicher Dank an die mentale und menschliche Hilfe von Alexa und Laura, ohne deren Rückendeckung diese Arbeit einmal mehr im Sande verlaufen wäre. Gleicher Dank gilt ebenso unseren Eltern, Marius Winzeler für seine Hilfe, Tanja, Frank und Britta für ihr Obdach während einiger anstrengender Tage in Berlin und Maëlle für ihre Eintrittskarten.

Tim Kellner und Marc Wiesel

IMPRESSUM

Konzeption, Fotografie und Layout: Kellner&Wiesel

Alle Rechte der Texte bei den Autoren.

Druck und Bindung: Printmix24, Bad Doberan

Alle Rechte vorbehalten. © 2004

MARC WIESEL

- 22.02.1973** Geboren, Neuwied am Rhein
- 1989–1993** Aquarell und Zeichnung, Bonn
- 1989** Ausstellung mit Gerd Winter, Hennef-Sieg (privat)
- 1994** unsittliche Eingriffe, Eindhoven (ugöR), [D.Cheers]
- 1993–1994** »Klangfarbe«, Köln (ugöR), [Selbstversuch-K]
- 1996–1998** »Klangfarbe« II, Köln/Bonn (ugöR) [Selbstversuch-K]
- 1998** der nötige rahmen – 3 tage fisch, Wismar (ugöR), [architektur-temporär] mit L. Koerner und M. Kotte;
- 1998** Rothmaler und Studenten, Weiden (Bayern)
- 1999** »dank sagen – kommunikation«, Dokumenta X, Kassel (ugöR), [architektur-temporär] mit L. Koerner
- 2000** Assistenz bei Dieter Fröse, Kunstverein Wismar, »Hören Sagen« Videoinstallation in der Georgenkirche zu Wismar
- 2001** »Architektur in Patronenzeit Teil I«, Diplom der Architektur, Wismar
- 2001–2002** Computer Animation, Hamburg (AEP), [Pin2747]
- 2002** unsittliche Eingriffe II, Hamburg (ugöR), [D.Cheers]
- 2003** »Zeitgeist Unbehagen / Discontent Zeitgeist« mit Til Faber, Galerie Block20, Kunstverein Wismar, [W1353L]
- 2003** »Architektur in Patronenzeit Teil II, Does the »A« rock oder what is the Matrix?“, Bauakademiepreis, [Why5?]
- 2004** Master of arts, Wismar

(ugöR = ungeladene Arbeiten im öffentlichen Raum; Pseudonyme stehen in eckigen Klammern)

TIM KELLNER

- 1976** am 21. März in Dresden geboren
- 1984–1994** Mitglied des Dresdner Kreuzchores
- 1998–2003** GrafikDesign-Studium, »Fachschule für angewandte Kunst« in Heiligendamm/Ostsee
- 2000** Praxissemester beim renommierten englischen Fotografie-Magazin »Creative Camera« in London
- ### PREISE UND AUSSTELLUNGEN
- 1999** 1. Preis im Wettbewerb um die Gestaltung eines Sympatieträgers für die Polizei Mecklenburg-Vorpommerns, mit Nadine Jänsch
- 2001** 1. Preis für eine Imagekampagne für die Region Mecklenburg-Schwerin, mit Katrin Lösel und Anke Luckmann
- 2000** »Wein«, Fotografieausstellung über die Weinstrasse in Sachsen
- 2002** »Kruzianer – eine Weise über Stolz«, SW-Fotografie, Kreuzkirche zu Dresden
- 2002** »Italienische Reise«, Fotografie als work in progress in der Wismarer Hochschule
- 2002** Gemeinschaftsausstellung der Klasse Prof. Maron »Analoge Fotografie total« im Baumhaus Wismar
- 2003** »Zeitgeist Unbehagen / Discontent Zeitgeist«, mit W1353L unter dem Pseudonym »TilFaber«, Fotografie und Installation, Galerie Block20, Wismar
- 2003** »londontown«, Gummidruckarbeit, Kunstküche, Galerie Remscheid, mit Martin Erdmann
- 2003** »londontown« SW-Arbeiten, Galerie Jule Müller, Bad Doberan
- 2003** »Glaube Liebe Hoffnung / Religiöse Erfahrungen«, Fotografie, mit Marc Grümmert, Heiligendamm
- 2003/04** »DivergenzKonvergenz«, Gruppenausstellung Fotoklasse Maron, Wismar und Rostock